Familienblätter
Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 40. Posen, den 1. Oktober. 1893.

Mary's Geburtstag.

Von Reinhold Ortmann.

(Nachdruck verboten.)

Als eine winzige, kaum wahrnehmbare Wolke war es am Horizont aufgestiegen — als eines von jenen kleinen, weißen, glänzenden Wölkchen, denen man unmöglich etwas Böses zutrauen kann, weil sie gar so harmlos und unverfänglich aussehen. Daß ein Gewitter daraus werden würde oder gar eine lange trostlose Regenzeit — Niemand hätte es für möglich gehalten. Und nun war sie doch mit einem Male da, die graue dunkle, einförmige Wand, die den eben noch so strahlenden Himmel ihres ehelichen Lebens verdüsterte und dem belebenden Sonnenschein des Glücks den Zugang in ihre Herzen verwehrte. Höher und höher schien sie mit jedem Tage empor zu rücken, diese häßliche mißfarbige Wand, kaum, daß noch hier und da ein kleines, lachendes, azurblaues Fleckchen auftauchte und ein vereinzelter warmer Strahl sich schüchtern und flüchtig hervorwagte.

Wie ein schwerer Druck lastete die ungewohnte Dunkelheit auf ihren Gemüthern. Die Schatten der düsteren, unbeweglichen Wand lagen über Allem, was sie dachten und thaten, über seinen Arbeiten wie über ihren kleinen häuslichen Verrichtungen, über dem Verkehr mit den Freunden und selbst über den Vergnügungen, in denen sie auf kurze Zeit zu vergessen gedachten, was sie bedrückte.

Die eigentliche Schuld an alledem aber trug nichts Anderes als ein alter, breitästiger Kastanienbaum.

Wer es ihnen vor ihrer Hochzeit vorausgesagt hätte, daß ein Kastanienbaum jemals solchen Einfluß auf ihr Glück gewinnen könnte, der würde ihnen sicherlich für einen sehr schlechten Propheten gegolten haben. Denn damals hatte es ganz andere Dinge gegeben, die sie mit Sorge und Bangen erfüllten — und wenn damals ein düsterer Schatten in ihre sehnsuchtsheißen Herzen fiel, so war es gewiß nicht der Schatten irgend eines alten gleichgültigen Baumes. Sie hatten tapfer kämpfen und geduldig harren müssen, ehe sie zu einander gelangten, und der Morgen des Tages, der sie für immer vereinte, war für Jedes von ihnen das Ende einer langen, schweren Prüfungszeit gewesen, die nur treue und innige Liebe so wacker hatte überstehen können. Denn sie waren Beide ohne Vermögen, und die verständigen Leute hüben und drüben, die ein Wörtlein dreinzureden hatten, meinten in lobenswerther Bedachtsamkeit, daß sie schon aus diesem triftigen Grunde ganz und gar nicht für einander taugten.

Sie sollte einen reichen Mann heirathen, weil sie hübsch und klug war, ihm aber war sicherlich noch irgend eine glänzende Partie vorbehalten, da er doch schon um seiner stattlichen Erscheinung willen von jeher ein Liebling der Frauen gewesen. Mit hundert einleuchtenden Beweisen that man ihnen überzeugend dar, daß sie gar nichts Thörichteres thun könnten, als einander lieb zu haben — man baute in bester Absicht thurmhohe Hindernisse zwischen ihnen auf, damit sie sich nicht mehr begegnen könnten, und man meinte, sie allgemach zur Vernunft zu bringen, indem man ihnen vom Morgen bis zum Abend vorpredigte, daß das Glück der Liebe kurz und das Unglück der Armuth desto hartnäckiger sei.

Aber während man sich so in rechtschaffenem Willen um ihr künftiges Wohlergehen mühte, tauschten sie in abendlicher Dämmerstunde auf den verschwiegensten Wegen des Thiergartens immer aufs Neue die zärtliche Versicherung aus, daß sie niemals von einander lassen würden, oder sie saßen, wenn der Regen rann, in dem verstecktesten Winkel einer kleinen versteckten Konditorei, wo er ihr seine stolzen Zukunftspläne entwickelte, während die geliebte Mary zwischen Hoffen und Bangen Erdbeeren mit Schlagsahne verzehrte. Die Erdbeeren waren mitunter noch unreif und die Schlagsahne manchmal sehr sauer; aber in ihrem Gedächtniß war nichts desto weniger keine Erinnerung an irgend einen leiblichen Genuß, der köstlicher gewesen wäre als dieser.

Und wie sie ihren zärtlichen Versicherungen treu geblieben waren, so hatten sich auch ihre stolzen Zukunftsträume erfüllt — nicht über Nacht und vielleicht auch nicht in all dem Glanze, mit denen eine fessellose Phantasie solche Bilder ja so gerne ausstattet, aber doch freundlich und heiter genug, um sie an einem glückseligen Tage all' die Leiden vergessen zu lassen, die ihnen die vielen Monde des Wartens bereitet.

Aus eigener Kraft hatte er sich den traulichen Herd errichtet, und sie waren endlich Mann und Weib. Aber der trauliche Herd erhob sich freilich nicht in einem Palast, sondern in einer kleinen bescheidenen Behausung, deren Wohnstube dunkel und deren Schlafzimmer nicht hell war. Man mußte über einen langen Hof gehen, bevor man dahin gelangte, und selbst für den einfachen Hausrath, mit dem die junge Ehe begonnen hatte, fehlte es an dem rechten Platz. Aber es war nichtsdestoweniger hell und lustig um sie her, und ihre Herzen waren voll Sonnenschein, wie spärlich auch von draußen her das Licht in ihre Fenster dringen mochte. An den bestbeleuchteten Platz hatte ihre Fürsorge seinen Schreibtisch gerückt, und die Zeiger des Regulators, der eines ihrer kostbarsten Hochzeitsgeschenke gewesen war, mußten schon sehr oft in ihrem immer gleichen Kreise herumgewandert sein, ehe er sich des Abends von diesem Schreibtisch erhob.

Da konnte es nicht ausbleiben, daß sie sich binnen Jahresfrist nach einem besseren Quartier umsehen durften, und es war wieder ein Festtag, als sie in dasselbe ihren Einzug hielten, als er mit seinem freudestrahlenden jungen Weibe durch die lichten, freundlichen Zimmer ging, und als er ihr den schönen breitästigen Kastanienbaum zeigte, in dessen dichtes, grünes Laubwerk er gerade hineinsah, wenn er den Blick von seiner Arbeit ein wenig zur Seite wandte. Da lebten und schalteten sie nun weiter, und das Glück blieb bei ihnen, weil die Liebe sie nicht verließ. Wohl gab es auch jetzt noch zuweilen Stunden, da die Sorge ihr grämliches Gesicht zur Thür hineinsteckte; aber sie gingen immer glücklich vorüber, und wenn heute einmal eine Wolke vorbeizog, wurde es morgen desto heller. Die anfänglich noch kahlen Räume begannen sich mit allerlei hübschen Dingen zu füllen, eine Schaar von Freunden sammelte sich allgemach in heiter geselligem Verkehr um die beiden liebenswürdigen Menschen und ohne Gewissensbisse durften sie sich's immer öfter vergönnen, die mannigfachen Freuden und Vergnügungen der Großstadt zu genießen.

Manchmal, wenn sie im Hause eines guten Bekannten blanke, lachende Kinderaugen sahen und das süße Geplapper unschuldiger Kinderlippen hörten, regte sich's wohl wie geheime Sehnsucht in ihren Herzen, und vorübergehend wollte sie die Empfindung beschleichen, daß ihnen doch noch etwas zu ihrem Glücke fehle. Aber die kleine Unzufriedenheit mit dem Geschick, das ihnen gerade diesen Segen vorzuenthalten schien, war niemals von langer Dauer. Daß ihnen das Kindergeschrei keine schlaflosen Nächte machte, daß keine Rücksicht auf die Wartung kleiner Kinder sie jemals in ihrem Vergnügen beschränkte und daß sie nicht mit zuckendem Herzen an eines geliebten Kindes Krankenbett sitzen mußten — es war sicherlich auch ein nicht zu unterschätzender Vortheil, und vor der Einsamkeit zu Zweien hatten sie eben ganz und gar keine Furcht.

Da — mitten in all' dem lachenden Sonnenschein — hatte sich eines Tages jenes winzige weiße Wölkchen am Himmel gezeigt, und der Kastanienbaum war es, der es heraufbeschworen. Man hätte allerdings auch sagen können, daß Frau Mary's Speisekammer und ihr Badezimmer die eigentlichen Ursachen gewesen seien, aber da diese beiden Lokalitäten in Wahrheit gar nicht existirten, war es schon besser, an dem unzweifelhaft vorhandenen Kastanienbaum als an dem eigentlichen Sündenbock festzuhalten.

Manchmal schon hatte die junge Frau halb unmuthig und halb scherzend über die mannigfachen kleinen Leiden geklagt, die ihr das Fehlen jener beiden für eine anständige Wohnung eigentlich unerläßlichen Räume verursachte. Der Gatte, der sich um Wirthschaftssorgen grundsätzlich niemals kümmerte, hatte ihr schweigend und lächelnd zugehört, ohne hinter dem häufig wiederholten Lamento eine besondere Absicht zu vermuthen, und zuletzt hatte er wohl gar selber einige schlechte Witze über die fehlende Speisekammer gemacht, nicht ahnend, wie verhängnißvoll sie nur gar zu bald dem Frieden seiner Seele werden sollte.

Denn eines Abends zur Sommerszeit, als einige Freunde sich zu Gaste geladen hatten und als die wohl vorbereiteten Herrlichkeiten, mit denen Frau Mary sie hatte bewirthen wollen, in Folge des Mangels eines geeigneten Aufbewahrungsortes der Verderbniß anheimgefallen waren, noch ehe sie ihre Bestimmung hatten erfüllen können — erklärte die aufgebrachte junge Hausfrau, sobald sie wieder mit ihrem Gatten allein war, im allerbestimmtesten Tone, daß sie eine so menschenunwürdige Wohnung unmöglich noch länger behalten könnten. Er nahm ihre Worte Anfangs für einen Scherz, obgleich ihn der Nachdruck, mit dem sie gesprochen waren, ein wenig stutzig machte. Aber er mußte sich bald überzeugen, daß es ihr diesmal heiliger Ernst mit ihrer Ueberzeugung sei und daß sie nichts Geringeres als eine Aufkündigung des Quartiers von ihm erwarte.

Er war schon müde und nicht aufgelegt, mit vielen Gründen auseinanderzusetzen, weshalb die Erfüllung eines solchen Ansinnens unter die ganz unmöglichen Dinge gehöre. Darum erwiderte er nur, daß er sich von dem Kastanienbaum vor seinem Fenster niemals trennen würde, drehte sich auf die Seite und schlief ein.

Das weiße Wölkchen war da und am nächsten Morgen schon wurde es unversehens zu einer dicken, dunklen, abscheulichen Wolke. Denn am Kaffeetische nahm Frau Mary das gestern so kurz abgebrochene Gespräch wieder auf und meinte:

„Was Du da gestern von dem Kastanienbaum sagtest, war doch sicherlich nicht Dein Ernst. Es wäre ja heller Unsinn, sich einem dummen, alten Baum zuliebe auch nur die geringsten Unbequemlichkeiten aufzuerlegen."

Die Geringschätzung, mit welcher sie da von der prächtigen Kastanie sprach, verletzte ihn, als ob man seinen Lieblingsschriftsteller geschmäht hätte. Denn der Baum war ihm wirklich an's Herz gewachsen, fast wie ein lebendiges Wesen. Und obwohl er sonst sentimentale Gespräche ganz und gar nicht liebte, versuchte er nun doch, seiner Gattin zu beweisen, daß es sich da weder um eine Laune noch um eine Einbildung, sondern um eine wirkliche, echte Empfindung handle, die geschont und respektirt werden müsse.

Der Kastanienbaum wäre ihm, wie er sagte, im Lauf der Jahre ein guter Freund geworden, er glaube, jeden Zweig und jedes Blatt daran zu kennen, und die Kerzen von den Weihnachtsbäumen seiner Kinderzeit hätten ihm nicht größere Freude bereitet, als die weißen Blüthenkerzen, mit denen sich in jedem Lenz die alte Kastanie schmückte. Und es würde sogar eine krasse Undankbarkeit sein, dieselbe nun wegen einer armseligen, prosaischen Speisekammer im Stich zu lassen. Denn gar oft in sorgenvollen Stunden, wenn alle Wege versperrt und alle Hoffnungen vereitelt schienen, habe er sich aus dem grünen Blattgewirr der Kastanie neuen Muth und gute Gedanken geholt. Die kleinen Vögel, die so froh und sorglos von einem Zweiglein zum andern hüpften, hätten ihn die rechte Lebensphilosophie gelehrt, und er würde sich — mit einem Wort — lieber von dem besten seiner lebendigen Freunde, als von der treuen alten Kastanie trennen.

Mit erstauntem Gesicht hatte ihm Frau Mary zugehört, und da er geendet, zuckte ein Lächeln, das er nur für einen Ausdruck des Hohnes nehmen konnte, um ihre Lippen.

„Ich wußte bisher gar nicht, daß Du so poetisch veranlagt seist," meinte sie. „Inmitten mancher herrlichen Landschaft, die alle Welt in Entzücken versetzte, hast Du mir von nichts Anderem gesprochen, als von Deinen geschäftlichen Plänen, und nur gerade jetzt, wo es sich darum handelt, mir einen Herzenswunsch zu erfüllen, besinnst Du Dich plötzlich auf den halb vergessenen Vorrath von Romantik, der noch irgendwo in einem Winkel Deiner Seele aufgespeichert ist."

Daß sie ihm eine solche Antwort geben konnte, nachdem er ihr die Tiefen seines Gemüths erschlossen hatte, um sie von der Unausführbarkeit ihrer Absichten zu überzeugen, kränkte ihn tief. Noch ein paar gereizte Worte flogen hinüber und herüber; dann standen sie auf und gingen nach verschiedenen Seiten auseinander, jedes im innersten Herzen betrübt über die plötzlich entdeckte Selbstsucht und Lieblosigkeit des Andern. Und da um dieser vermeintlichen Entdeckung willen Keines daran dachte, nachzugeben, wurde es von Tag zu Tag dunkler und trübseliger um sie her. Von dem Kastanienbaum war so wenig zwischen ihnen die Rede als von der Speisekammer; aber sie dachten an nichts Anderes vom Morgen bis zum Abend, und aus jedem der gezwungen freundlichen Sätze, die sie mit einander sprachen, klangen ihnen diese beiden Worte wie drohende Anklagen entgegen.

Woche um Woche ging so dahin. Die alte Kastanie hatte längst ihre herbstlich verfärbten Blätter verloren, und nun neigte auch der Winter sich schon wieder dem Ende zu. Da kehrten Frau Mary und ihr Gatte eines Abends aus einer Gesellschaft zurück, in der es sehr hübsch hätte sein können, wenn sie nur noch die rechte Fähigkeit gehabt hätten, die Freuden des Lebens zu genießen. Ganz gegen seine Gewohnheit rief er eine Droschke heran, und jedesmal, wenn sie an einer Straßenlaterne vorüberfuhren, glaubte Frau Mary wahrzunehmen, daß er ungewöhnlich bleich und angegriffen aussehe. Aber sie sagte nichts, denn sie war die Beleidigte, und er hatte ihr ja sonst nicht verschwiegen, wenn ihn etwas bedrückte. Mit einem frostigen „Gute Nacht!" legten sie sich zur Ruhe nieder; gegen Mitternacht aber fuhr Frau Mary aus ihrem Schlummer empor, weil sie vom Lager ihres

Mannes her etwas wie ein leises Stöhnen vernommen zu haben meinte. Blitzschnell war sie mit bloßen Füßen aus dem Bette und an seiner Seite.

Bei dem schwachen Schimmer der Nachtlampe, die er ihr zuliebe brennen ließ, obwohl ihm die ungewisse Helligkeit von jeher sehr unbequem gewesen war, sah sie mit Schrecken, daß sein Gesicht von dem Ausdruck eines heftigen Schmerzes verzerrt war, und die abgebrochenen Antworten, die er ihr auf ihre besorgten Fragen gab, waren gewiß nicht danach angethan, sie über die Natur des unzweifelhaft vorhandenen Krankheitsanfalls zu beruhigen.

In der Frühe des folgenden Tages kam der Arzt, und er machte, nachdem er den Patienten untersucht hatte, ein ernsthaftes Gesicht.

„Ich hoffe, es ist nicht gefährlich," sagte er. „Die Schmerzen aber müssen ertragen werden; denn ich habe leider kein Mittel, ihnen beizukommen."

Und diese Schmerzen, sie waren von einer furchtbaren, quälenden Art, so daß der Kranke oft die Finger in die Decke krallen und die Zähne zusammenbeißen mußte, um nicht laut hinauszuschreien. Er drehte das Gesicht nach dem Fenster, durch das man den alten Kastanienbaum ebenso gut sehen konnte als von seinem Schreibtische aus; aber da war ganz und gar Nichts, das tröstend und beruhigend hätte auf ihn wirken können. Kahl, knorrig und dürr, wie hülflos emporgestreckte Greisenarme ragten die entlaubten Aeste zum Himmel auf, naß vom Regen und von einer schmutzigen, fahldunklen Farbe. Der Patient schloß die Augen, weil ihm der Anblick seines alten Freundes heute gar so wenig erfreulich war, und als er sie nach einer Weile wieder aufschlug, sah er gerade in Frau Mary's hübsches, feingeschnittenes Gesicht. Sie war unhörbar auf den Fußspitzen eingetreten und nun bemühte sie sich, ihn heiter anzulächeln. Aber er las ihr die Sorge aus den Augen und nicht die Sorge allein, sondern auch die treue, hingebende Liebe und jenes innige Mitleid mit seinem Schmerz, das sonst nur Eltern mit den Schmerzen ihrer Kinder fühlen können.

Und etwas Wundersames ging dabei durch seine Seele, etwas, von dem er selber nicht hätte sagen können, ob es mehr Freude und süßer Trost oder schmerzlich demüthigende Beschämung war. Die dürren, verdrießlichen Aeste des alten Kastanienbaumes und dies holde, lächelnde, zärtliche Antlitz — wie weltenweit waren sie doch von einander verschieden und wie unglaublich thöricht war es gewesen, als er gewähnt, daß ein lebloser Baum jemals ein Tröster und ein Berather sein könne in wirklichem Leid!

Ob Frau Mary in diesen Augenblicken an ihre Speisekammer dachte, mag dahingestellt bleiben; aber es ist mehr als wahrscheinlich, daß sie sie mitsammt dem Badezimmer und allem sonstigen Nebengelaß freudigen Herzens dahingegeben haben würde, wenn sie ihren Ernst damit von allen Schmerzen und Aengsten hätte frei machen können.

So schnell ging es mit dieser Befreiung nun allerdings nicht, und es mußten noch ein paar harte Tage geduldig ausgehalten werden, ehe die ernsthafte Miene des jungen Arztes wieder eine fröhliche wurde. Während dieser schmerzensreichen Tage aber hatten die Augen des Patienten, wenn sie eines Trostes und einer Erquickung bedurften, wohl sehr häufig Frau Mary's liebes Antlitz, doch nicht ein einziges Mal den alten Kastanienbaum gesucht. Und die große, graue Wolkenwand war verschwunden; es war eitel Sonnenschein, wohin der Blick auch fiel, obgleich draußen der Regen Tag und Nacht in schier endlosen Strömen niederprasselte.

Eine kurze Zeit noch, dann saß er wieder am Schreibtisch, und das Dienstmädchen seufzte von Neuem unter der Last der Postsachen. Aber er stand doch öfter zu ganz ungewohnter Stunde von seinem Ledersessel auf und besorgte allerlei geheimnißvolle Gänge, für die er Frau Mary gegenüber nur sehr mangelhafte und wenig einleuchtende Erklärungen hatte, bis ein schöner Morgen im Frühsommer ihr endlich die allerbefriedigendste Aufklärung brachte.

Es war Frau Mary's Geburtstag, und an Blumen, Briefpapier und Chokolade war auf dem übervollen Gabentische so wenig Mangel als an vielen anderen schönen und nützlichen Dingen. Ganz versteckt zwischen all' diesen Herrlichkeiten aber lag ein zusammengefaltetes Blatt, und als das glückstrahlende Geburtstagskind es auseinanderschlug, las es in großen, fetten Buchstaben über einer langen Reihe von Paragraphen die Ueberschrift:

„Mieths-Kontrakt."

Nun ist ein Berliner Miethsvertrag an und für sich zwar keines von den Dingen, die einem Menschen, der nicht Hauswirth ist, große Freude bereiten können, — dieser über eine Wohnung von fünf Zimmern, mit „Speisekammer, Badestube, Hängeboden und sonstigem Nebengelaß" abgeschlossene Kontrakt aber mußte wohl ein weißer Rabe unter seinen schwarzen Brüdern sein; denn er verbreitete beinahe noch mehr Freude um sich her, als alle die anderen kostbaren Geburtstagsgeschenke.

Die Blätter des alten Kastanienbaumes vor den offenen Fenstern aber rauschten, wie wenn sie Theil nähmen an dieser Freude, und die kleinen Vögel in seinen Zweigen hatten niemals fröhlicher gezwitschert als an diesem glückseligen Sommertag.

Klara.

Eine schreckliche Geschichte von U. Fey.

Wollt Ihr mir einen Augenblick zuhören? Ich will Euch eine kleine Geschichte aus fernen Landen erzählen.

Es war einmal ein Vater, dem wuchs ein Paar holdseliger Töchterlein heran. Mit welcher Liebe hegte und pflegte er sie, vom ersten Tage an, mit welcher Wonne beobachtete er ihre Entwickelung. Immer neue Schönheiten entdeckte er an ihnen, und in dem Maße wie Klara wuchs, wuchs auch die Zuneigung des Vaters für sie. War sie gleich nicht sein erstes Kind, so versprach sie doch seiner Ansicht nach sein geistig bedeutendstes zu werden, ein Kind, bei dessen Anblick Jedermann ausrufen mußte: „Nur Erno Roda kann der Vater sein."

Er konnte es schließlich selbst kaum erwarten, bis sie so weit gediehen war, daß er sie in die Welt einführen durfte. Es mußte ein Ereigniß werden, man würde sich um seine Klara reißen, das stand fest.

Aber wie Alexander sein Königreich, wollte er sie nur dem Würdigsten geben, vorausgesetzt natürlich, daß der Würdigste auch zugleich der begütertsten Einer sei. Denn derartige Rücksichten pflegt man heut zu Tage auch in den allerfernsten Ländern zu nehmen.

Und der große Zeitpunkt kam. Klara war zu einer stattlichen Größe herangewachsen, aber — kein Bewerber stellte sich ein; Woche um Woche verging, in dem Vater stiegen Besorgnisse auf, die er freilich bald wieder verlachte. War nur erst der Anfang gemacht, so würde sich sein herrliches Kind schon die Welt erobern. Ja der Anfang, der war eben das Schwierigste. Endlich entschloß sich der arme Vater, mit Klara denselben Weg einzuschlagen, den seine anderen Kinder gegangen, um an den Mann zu kommen. Gern that er es freilich nicht, Klara war ja so ganz anders wie die Anderen, aber schließlich —

In dem Lande nämlich, in welchem diese wahrhaftige Geschichte spielt, herrscht der merkwürdige Brauch, daß Kinder vom Schlage Klaras sich, mit einem Begleitschreiben ihres Vaters versehen, bei einem von diesem auserwählten Manne einfinden. Gefallen sie dem, so behält er sie, giebt ihnen Gelegenheit, sich in der Welt umzusehen, sorgt für ihr Fortkommen und führt sie auch in die Familien ein, in denen er wohl gelitten ist. Mit dem Vater setzt er sich schriftlich auseinander. Gefällt das Kind dem Erwählten nicht, so schickt er es mit einigen höflich ablehnenden Worten dem Vater zurück und das ist für keinen der Betheiligten eine Schande.

Leider widerfuhr das Letztere der schönen Klara, als sie Dem gegenüberstand, für den sie der Vater bestimmt hatte. Ihr Vater fand das unbegreiflich, aber Klara war recht froh, daß es so gekommen, denn der Mensch hatte sich in einer Weise rücksichtslos betragen — in Hemdsärmeln hatte er sie empfangen. Dies ist in dem merkwürdigen Lande, in dem diese wahre Geschichte spielt, zu gewissen Zeiten eine sehr beliebte Tracht. Nicht einmal die Zigarre hatte der Grobian aus dem Munde genommen, während er sich mit ihr unterhielt.

Man sieht hieraus, daß auch das Rauchen in jenem merkwürdigen Lande heimisch war, wie eben manche Laster leider Gottes über den ganzen Erdball verbreitet sind.

So erstaunt Erno Roda auch war, als ihm sein Lieblingskind plötzlich wieder gegenüberstand, war er doch klug genug, einzusehen, daß es nur ein Glück sei, seinen Liebling nicht in den Händen eines Menschen zu wissen, der ihn so gar nicht zu würdigen verstand.

Beim zweiten Male war er vorsichtiger in seiner Wahl und deshalb auch vollständig beruhigt über den Ausgang. Nichtsdestoweniger stand Klara nach einiger Zeit wieder ihrem cher papa gegenüber. Diesmal hatte sie noch schlimmere Erfahrungen gemacht. Der Betreffende hatte sich zwar hin und wieder flüchtig mit ihr unterhalten, aber stets, nach kurzer Zeit, sich anderen, wie er sagte, ihn mehr interessirenden Dingen zugewendet. Es war empörend.

Zum dritten Male ging Klara in die Welt hinaus, aber des Vaters Segen schloß schon mit einem tiefen Seufzer. Und sie kam wieder und immer wieder. Dem Einen war sie zu klein, dem Andern zu groß, dem Dritten zu lustig, dem Vierten zu ernst, ja einem Fünften gar — zu unmoralisch.

So kam sie sechszehnmal zurück. Da schwur sich der arme Vater zu — und Klara hörte es schaudernd: „Noch einmal wage ich es mit Dir zum letzten Mal. Ungerathenes Geschöpf, wie viel Liebe, wie viel Sorgfalt habe ich Dir geschenkt, wie manche Nacht mich schlaflos herumgeworfen, nur mit Deinem Geschick beschäftigt und so lohnst Du mir? Pfui!" Und er, der dies Kind einst vergöttert hatte, schlug — ja, wahrhaftig, er schlug nach ihm.

Klara fragte leise mit thränenerstickter Stimme: „Ist's wirklich meine Schuld, daß mich Alle verlachen und fortweisen? Bin ich für mein Dasein verantwortlich? Hast nicht Du mich zu dem gemacht, was ich nun bin?"

Aber der unglückliche Vater hatte sein Ohr der Stimme der Vernunft verschlossen; dergleichen kommt nur in dem merkwürdigen Land, in welchem diese wahre Geschichte spielt, vor, und schrie: „Wage es, mir noch einmal vor Augen zu kommen, Du sollst es büßen, ich vernichte Dich mit eigenen Händen!"

Das war gewiß ein grausamer Vater.

Als Klara nun wirklich zum siebzehnten Male bei ihm erschien, da packte ihn die Wuth, er faßte sie mit zornbebenden Händen und schleuderte die zitternde, keines Wortes Mächtige in die prasselnden Gluthen des Kaminfeuers. Dann sank er von der Reaktion überwältigt in den Stuhl vor seinem Schreibtisch und blickte auf das dem Verderben geweihte Werk, auf die mißverstandene redliche Arbeit eines in Schaffensfreude verbrachten Jahres.

Eben bog sich knisternd der gebräunte Bogen des Umschlages, und zum letzten Male ruhte ein menschliches Auge auf den Worten:

Klara
Roman in drei Bänden
von
Erno Roda.

Vermischtes.

* **Englisches Studentenleben.** In einem Aufsatz der „Berliner klinischen Wochenschrift „Ueber das medizinische Studium in England im Vergleich mit Deutschland" spricht sich Dr. W. Nagel über die englischen Studenten folgendermaßen aus: Es sind ruhige und zurückhaltende Gentlemen, zuvorkommend gegen jeden Fremden, der ihnen vorgestellt wird. Jeder, der mit englischen Familien bekannt ist, weiß, daß die gebildeten Mittelklassen in England verhältnißmäßig anspruchslos leben und daß in vielen Kreisen vollkommene Enthaltsamkeit in Bezug auf alkoholische Getränke herrscht. In Folge hiervon sind Trinkgelage unter englischen Studenten unbekannt; ebensowenig kommt es vor, daß man drüben ein paar Semester im Nichtsthun verbringt. Der englische Student interessirt sich für körperliche Uebungen, er sucht seine Zerstreuung im Cricket, Football und in Boatraces und Jeder, der längere Zeit in England gewesen, weiß, ein wie lebhaftes Interesse alle Schichten der Bevölkerung an den Wettkämpfen zwischen den Universitäten oder Schulen nehmen. In jeder Hospitalschule besteht auch ein athletischer Klub, der von dem Vorstande mit großem Interesse gepflegt wird. Neben diesen Vergnügungen stellen sich aber die Studenten und nicht am wenigsten die Mediziner andere und sehr ernste Aufgaben, wozu das Elend in den niederen Ständen welches in England kaum größer ist als in anderen Ländern, aber dort mehr an den Tag tritt, Veranlassung genug giebt. Wenn man bedenkt, daß im vorigen Jahre in Dublin 15,000 Betrunkene, darunter 5000 Weiber, verhaftet wurden, daß in Edinburgh täglich etwa 40,000 M. für Alkoholika verausgabt wurden — eine Summe, die größer ist, als der tägliche Betrag für Hausmiethe in Edinburgh — und wenn man ferner bedenkt, daß in London 1 auf 175, in Birmingham 1 auf 153, in Manchester 1 auf 71 und in Liverpool 1 auf 50 Einwohner wegen Betrunkenheit verhaftet werden (The Evening Standard, 18. Febr. 1893), so wird man sich nicht wundern, in den größeren Städten studentische Vereine zu finden, deren Mitglieder ihre freie Zeit nebst beträchtlichen Geldopfern zur Besserung des sozialen Elendes durch eine Art missionarer Wirksamkeit verwenden. Daß in England für die Armen, besonders in Bezug auf Wohnung, billige und gute Ernährung, Unterricht und gesunde Unterhaltung so sehr viel mehr gethan worden ist, als in allen anderen europäischen Staaten, ist nicht am wenigsten dem Umstande zu verdanken, daß gebildete junge Männer, z. Th. aus den höchsten Kreisen, durch die gedachte Wirksamkeit die sozialen Schäden aus eigener Anschauung kennen gelernt haben und dadurch in Stand gesetzt worden sind, in ihrer späteren Thätigkeit mit Erfolg für Abhilfe einzutreten."

* **Das Lippehnesche Trinkrecht.** Die Sitte unserer Vorfahren, daß beim Umtrunk (Reihentrunk) Derjenige, der das Letzte aus dem Becher oder Humpen trinkt, auch das Erste der neuen Füllung bekommt, wird gewöhnlich auf die deutschen Ordensritter und die von ihnen unterworfenen Preußen zurückgeführt; diese hätten bei gemeinsamen Gelagen, nachdem sie die Neige ausgetrunken, Gift in die frische Füllung zu bringen gewußt, um ihre verhaßten Unterdrücker aus der Welt zu schaffen, und deshalb sei jene Bestimmung getroffen worden. Im Anschluß hieran mag darauf hingewiesen sein, daß es noch eine andere harmlosere und anmuthendere Erklärung dafür giebt, die an das Städtchen Lippehne, Regierungsbezirk Frankfurt a. O., anknüpft. In alten Zeiten, so wird erzählt, ehe die erwähnte Sitte aufgekommen war, ließen auch dort die Rathsherren (oder nach Anderen die Vertreter der Bürgerschaft, Zunftmeister 2c.) bei öffentlichen Gastmahlen 2c. den Reihentrunk sich mit Ernst und Eifer angelegen sein; da man aber immer in derselben Reihenfolge, dem Alter nach, saß, so kam die Neige regelmäßig an dieselben Personen, die dann mit stillem Aerger zusehen mußten, wie den Nächstfolgenden die frische „Blume" mundete. Sie beschwerten sich darüber, und bekamen Recht, d. h. es erging die weise Verordnung, die man später in den makkaronischen (mischsprachlichen) Vers zusammenfaßte: Qui bibit ex neigas, ex frischibus incipit ille (wer die Neigen austrinkt, der beginnt auch mit dem Frischen.) Dieselbe führt seitdem den Namen „Das Lippehnesche Trinkrecht" und soll sogar in einer alten Urkunde verbrieft vorhanden sein. Freilich wird sowohl diese wie auch die Eingangs angeführte Erklärung mehr sagenhaften, als geschichtlichen Werth haben.

* **Die Taschenuhr.** Ein „Wissender" fragt in einer Gesellschaft: „Meine Herren, welche Art von Ziffern befindet sich auf Ihrer Uhr?" Männiglich wird Jeder hier seine Uhr aus der Tasche ziehen und nach geschehener Prüfung erklären: „römische". „Schön", fragt der Wissende weiter, „wer von Ihnen kann mir, ohne noch einmal auf seine Uhr zu sehen, die auf ihr befindliche Vier nachzeichnen?" Und lächelnd werden mindestens 90 von Hundert eine IV niederschreiben. Nun ist aber die Vier auf dem Zifferblatt in Folge einer seltsamen Gewohnheit so: IIII gestaltet. Nicht ganz so sicher ist der Erfolg einer anderen Frage: „Können Sie die Sechs Ihrer Uhr nachzeichnen?" Wobei zu beachten, daß alle mit Sekundenzeigern versehenen Uhren die Ziffer Sechs überhaupt nicht haben.

* **Die Größe der Zaren.** In der alten Kathedrale zu Roeskilde in Dänemark ist eine Säule zu sehen, an der verschiedene Souveraine, darunter auch zwei Zaren, sich gemessen haben. Die betreffenden Ziffern ihrer Größe sind an der Säule eingetragen. So ist daselbst verzeichnet, daß Peter der Große sich gemessen hat; seine Größe betrug 80 dänische Zoll, das sind 2,05 Meter. Das ist eine anständige Größe. Größer, oder vielmehr länger als er war nur König Christian I. von Dänemark, der 2 Meter 14 Centimeter hatte. Der jetzige Zar Alexander III. hat 71 dänische Zoll, das sind 1 Meter und 86 Centimeter. Man kann ihn also auch noch unter die großen Männer zählen. Er übertrifft um 5 Centimeter den König Christian IX. von Dänemark und um 10 Centimeter den König Georg von Griechenland. Und doch kann weder sein Schwiegervater, der 1 Meter 81 Centimeter mißt, noch der König von Griechenland, dessen Höhe 1 Meter 76 Centimeter beträgt, zu den Kleinen gerechnet werden.

* **Adam und Eva — Neger.** Ein amerikanischer Methodistenbischof hat den Beweis zu führen versucht, daß Adam und Eva Neger waren. Nach seiner Theorie herrschte zur Zeit der Erschaffung des Menschen auf dem ganzen Erdball die Temperatur des heutigen Mittelafrika, und infolge dessen waren auch unsere Stammeseltern so schwarz wie die Neger von heute. Als sich später die Temperatur abkühlte, bleichte auch die Farbe des Menschen allmählich ab. Unseren schwarzen Menschenbrüdern wird diese Theorie jedenfalls hohe Befriedigung gewähren.

* **Humoristisches.** Ein großer Irrthum. Gouvernante: „Nenne mir jetzt den Unterschied zwischen einer Begehungs- und einer Unterlassungssünde." — Die kleine Ella schweigt. — Gouvernante: „Eine Begehungssünde ist z. B., wenn ich über eine Brücke gehe und meinen Nebenmenschen ins Wasser stoße. Was ist aber eine Unterlassungssünde?" — Die kleine Ella: „Wenn ich ihn nicht hineinstoße!" — — Praktisch. „Der Arzt hat mir empfohlen, ich solle Mineralwasser trinken!" — „So, und was trinken Sie denn da?" — „Danziger Goldwasser!" — — Gottfried von Bouillon. „Zu welcher Zeit lebte Gottfried von Bouillon?" Antwort: „Wenn er nichts Anderes zu essen hatte." — Protzig. „Grüß' Dich Gott! Hab' Dich schon lange nicht gesehen; wie geht's, Kamerad?" „Entschuldigen Sie, ich bin nicht mehr Ihr Kamerad, ich bin Kammerrath."

Verantwortlicher Redakteur: E. R. Liebscher in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co (A. Röstel) in Posen.